I. Zur Bedeutung des Zeichens für unser Denken.

An der hohen Bedeutung des Zeichens für das menschliche Denken zweifelt heutzutage wohl niemand mehr. Ganze Wissenschaften wie die Mathematik bestehen nur durch das Zeichen, und zwar ebensowohl in den elementarsten wie in den kompliziertesten Operationen. In die Geheimnisse und in die Bedeutung des Zeichens werden wir eingeführt, wenn wir in früher Kindheit schon unsere Sprachlaute in Buchstaben fixieren und darstellen lernen. Und in späteren Stadien unserer geistigen Entwickelung glauben wir die Erkenntnis unseres Denkens wesentlich zu klären und zu vertiefen, wenn wir das Wort als Zeichen eines Begriffes, die ganze einzelne Lautsprache als ein mehr oder weniger vollkommenes System von Zeichen für unsere Denkprozesse auffassen und verstehen gelernt haben, und wenn wir schliesslich die Summe der bestehenden Sprachen als die sinnliche Erscheinungsform alles menschlichen Denkens überhaupt, als die Welt der Zeichen für die Welt aller Vorstellungen und Begriffe und aller menschlichen Denkthätigkeit erkannt haben. Die Erkenntnis dieser Dinge ist in gewissem Sinne schon recht alt, und das Aristotelische *ὄνομά ἐστι φωνὴ σημαντική* oder *ἔστι τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα, καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ* ist Ausgangspunkt und bewusst oder unbewusst zugleich auch Grundlage der jetzt noch fast allgemein herrschenden Auffassung von Sprache und Denken. Die Worte sind hiernach die lautlichen „Zeichen" für unsere Begriffe und Vorstellungen, und in ihrer Verbindung abermals die lautlichen „Zeichen" für unsere Denkprozesse insgesamt.

Ist von diesen lautlichen Zeichen für die Welt der Begriffe schon fast unser gesamtes Denken, fast unsere gesamte Mitteilung und somit fast aller menschliche Verkehr und selbstverständlich auch alle Wissenschaft abhängig, und scheint uns das in der Sprache erscheinende System lautlicher Zeichen durch keine andere Art von Zeichen (etwa pantomimischer wie bei den Taubstummen) ersetzbar, so hat es doch nicht für alle wissenschaftlichen Bedürfnisse sich genügend erwiesen. Von Mitteln der Lautzeichen allerdings ausgehend erbauen sich einzelne Wissenschaften über die Sprachzeichen weit hinausgehend ihre besonderen Zeichensysteme und bestehen heutzutage nur durch diese Zeichen, wie z. B. Chemie und Mathematik. Könnte die Chemie ohne ihr Zeichensystem vielleicht noch in sehr beschränkten Grenzen bestehen und sich entwickeln, allenthalben das die Sprache abkürzende Zeichen durch die Ausführlichkeit des Wortes ersetzend, so wäre dies bei der Mathematik ganz unmöglich, wo von den elementarsten Operationen bis zu den höchsten und kompliziertesten alle Denkprozesse nur durch das mathematische Zeichen und in ihm sich vollziehen und nur so möglich sind.

Aber wir können das Zeichen und seine Bedeutung leicht noch auf andere Gebiete verfolgen. Wir denken zunächst an die Kunst. Man hat von der Malerei mit Recht gesagt, dass sie nur mit Zeichen arbeite. Sie hat in der That ihr ganz bestimmtes Zeichensystem, mit dem sie beim Betrachter den Eindruck des dreidimensionalen Raumes von der zweidimensionalen Fläche aus erweckt. Und diese Zeichensprache des Malers ist von Schule zu Schule verschieden; die Zeichen, mit denen er den Eindruck der Wirklichkeit erzielt, sind in weitem Umfang und reicher Abstufung verschieden, von der subtilsten Accuratesse in Form- und Farbengebung bis zur gröbsten Manier, wo Gruppen unförmlicher Farbenkleckse auf einige Entfernung die Wirkung feinerer Formgebung ersetzen, und wo die Wahl der coloristischen Mittel sich oft unglaublich weit von der nachgeahmten Natur entfernt und doch die gewollte Wirkung erzielt. Die Sprache selbst schon weiss dies und drückt es aus in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Worte Zeichnen, d. h. in Zeichen darstellen, in einzelnen Kennzeichen. Und wer die Elemente der Zeichnung, Striche, Schraffierungen verschiedener Manier, Baumschlagformen und andere zeichnerische Darstellungsmittel betrachtet, wird sofort sehen, dass diese gezeichneten Dinge in der abgezeichneten Welt gar nicht da sind, dass es sich nur um Zeichen handelt, mit denen man im Betrachter die Wirkung der Wirklichkeit erzeugt; dass der Betrachter wirklich in einer Art unbewusster Produktion aus einzelnen Zeichen verschiedener Art sich erst das Bild erschafft, das der Zeichner in ihm erwecken will, mit Zeichen arbeitend, d. h. zeichnend.

Und auf dem Gebiet der Musik ist es nicht anders. Nicht die vieltönige Natur ist hier die Lehrmeisterin des Menschen, wie Herder sogar für die Sprachschöpfung meinte. Der Kundige weiss, welche Schwierigkeiten es macht, den Tönen auch eines menschlichem Gesang möglichst nahe kommenden Vogels, der Nachtigall, musikalisch beizukommen, sie mit Instrumenten nachzuahmen, und weiss, dass jeder Musiker zu einer anderen Lösung der Aufgabe käme, in noch grösserer Mannigfaltigkeit als bei dem Versuche, in Sprachlauten die wechselnden Weisen dieses Vogels wiederzugeben. Hier ist der Ursprung der Musik nicht zu suchen. Auch sie ist aus einem Gebiet der Nachahmung erwachsen, das für uns Menschen nur ein Gebiet von Zeichen ist. Wenn der Sprachlaut an sich Zeichen der Vorstellungen ist, und der Satz Zeichen des Gedankens, so ist der unendlich mannigfaltige Tonfall, in dem derselbe Satz ausgesprochen werden kann, Zeichen der allgemeinen Stimmung oder des erregteren, individualisierteren Gefühls, das sich mit dem Gedanken verband. Wir haben nur zwei Möglichkeiten, in die Gefühlswelt unserer Nebenmenschen einen Einblick zu gewinnen; die eine ist die Bewegung des Sichtbaren am Menschen, sein Mienenspiel und sein Handeln, die andere ist die Bewegung des Hörbaren, sein Tonfall bei der Rede und die Klangfarbe, in der er spricht, kurz das spezifisch Musikalische menschlicher Aeusserung in Worten. Bewegung und Mienenspiel als Zeichen für uns, einen inneren, seelischen Vorgang zu erkennen und eventuell mit zu erleben, gehört mit in das Gebiet der Zeichen geistigen Lebens, die der Maler nachahmt und darstellt, um das Geistige und Seelische erkennen und eventuell mitfühlen zu lassen; Klangfarbe und Tonfall, Gefühlsaccent im weitesten Umfang in der Sprache ist das Gebiet, das der Musiker in bestimmte Intervalle und Rhythmen bringt, ist das Gebiet seiner Nachahmung, das Mittel, mit dem er innere Vorgänge, das Handeln und die Bewegung des menschlichen Herzens darstellt und sympathetische Gefühle beim Hörer erweckt. Bestimmte Intervalle und bestimmten musikalischen Rhythmus bringt der Componist zur natürlichen Musik der menschlichen Rede hinzu, wie der Dichter zum natürlichen Wort den poetischen Rhythmus und den Reim u. dgl. hinzubringt. Wie also der Dichter mit Worten, d. h. Zeichen der Vorstellungen und Gedanken, also immer mit Zeichen arbeitet, so der Musiker mit äusseren Zeichen der Gemütsvorgänge, also auch er ausschliesslich mit Zeichen. Und die Musik geht hier noch einen Schritt weiter, sie löst die einmal am Wort und Satz entdeckte Melodie vom Worte los und schafft in der Instrumentalmusik eine neue Kunst in gewissem Sinne abstrakter, absoluter Art, eine Zeichenwelt für sich, die in der Natur fast nur an einer andern Zeichenwelt attributiv zur Erscheinung kam.

Also auch in der Welt der Kunst ist es das Zeichen und allenthalben das Zeichen, das zu uns spricht, das uns alles an Kunstgenüssen vermittelt auf allen Gebieten. Oder sollte es in der Skulptur anders sein? Denn dass das Geberden- und Mienenspiel des Mimen ebenso wie die Pantomime nur ein einziges grosses Gebiet von Zeichen für unser Erkennen und Mitfühlen darstellt, dass auch hier von der Kunst durchweg mit Zeichen und nur mit ihnen gearbeitet wird, dürfte aus dem klar sein, was über Malerei und Mienenspiel gesagt ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dass unsere ganze Welt des Hörbaren zunächst in der Sprache dem Gebiet des Zeichens angehört, ist erwähnt. Wie steht es aber mit der Welt des Sichtbaren überhaupt? Spielt auch hier das Zeichen eine Rolle, nicht etwa nur, wo es sich um Geberden und Mienenspiel bei Menschen und Tieren handelt? Gewiss wird ja vieles in der sichtbaren Welt an Zeichen erkannnt. Beispiele aus Naturwissenschaft, Medizin u. s. w. sind mit Händen zu greifen. Aber hier doch nicht anders, als wenn wir auf dem Gebiet des Hörbaren aus gewissen Lauten auf gewisse Vorgänge schliessen Entspricht aber auf dem Gebiet des Sichtbaren irgend etwas der Welt der Sprache, die aus lauter Zeichen besteht? Es ist in der That mit unserer ganzen Wahrnehmung der objectiven Welt um uns nicht anders als mit der Sprache; nur Zeichen sind es, durch die und in denen wir die Gegenstände mit dem Gesichtssinn wahrnehmen. Es giebt keine andere Art der Wahrnehmung der Aussenwelt durch das Auge als durch Zeichen. Wir sehen bekanntlich keine Gegenstände, überhaupt keine Körper, ursprünglich überhaupt nichts in der Aussenwelt. Was der Gesichtssinn als solcher uns bietet, ist nur eine Empfindung, eine Modifizierung unseres Bewusstseins, ein qualitativ bestimmter innerer Zustand. Und kämen die Ortsbewegung und der Tastsinn nicht hinzu, so bliebe die Gesichtsempfindung, was sie ursprünglich ist, ein Innewerden von Licht und Farbe ohne irgendwie bestimmtere räumliche Eigenschaft. Der Neugeborene steht auf der gleichen Stufe wie der Blinde, der durch Operation sehend wird. Und der Gesichtssinn an sich bietet uns nichts weiter, als was er dem Operierten bietet, also keine Entfernungen, keine Körper, keine Grössen und Formen, nur qualitative Bestimmtheit unseres Bewusstseins. Wenn wir aus diesem Zustand heraus zum Sehen von Formen und Körpern kommen, so geschieht es nur kraft der Fähigkeit, Empfindungen aller Art als Zeichen für Dinge der Aussenwelt zu benutzen, die Aussenwelt in ihren erkennbaren Eigenschaften aus Zeichen zu erschliessen, die uns durch unsere Sinne geboten werden. Empfindung von Farben, von Licht und von Schatten sind für uns keine Empfindungen als solche mehr, sie werden schon in sehr frühen Stadien unserer geistigen Entwickelung zu Zeichen für die Erkenntniss der Gegenstände der Aussenwelt. Und diese letztere Eigenschaft unserer Sinnesempfindung festigt sich in den ersten Jahren des Lebens derart, dass Empfindungskomplexe der mannigfaltigsten Art im Bereich unseres Gesichtssinnes sich in entsprechend grosse und mannigfaltige Zeichenkomplexe verwandeln, und dass im weiteren Verlauf das Auge sich gewöhnt, den Gegenstand selbst in seiner Form stereoskopisch zu sehen. Wir lernen so, ohne uns mehr bewusst zu sein, dass wir nach Zeichen urteilen und erkennen, die Welt nicht mehr nur als Farbentafel der buntesten Art sehen, sondern als Summe von Gegenständen.

Es ist also nicht anders: wie das Ohr aus der rein akustischen Empfindung, die ein gesprochenes Wort ihm erregt, sofort die Vorstellung oder den Begriff, der die geistige Seite des akustischen Wortbildes darstellt, vor die Seele führen kann, weil die akustische Empfindung ein Zeichen für unser Erkennen geworden war, so führt die optische Empfindung, für unser Bewusstsein unmittelbar, das Bild eines Gegenstandes vor die Seele, weil uns die optische Empfindung zum Zeichen geworden ist für das Bild des Gegenstandes in dieser und jener Farbe oder Beleuchtung. Es wird bei den übrigen Sinnesempfindungen im Wesen nicht anders sein. Unsere subjectiven Empfindungen beim Tasten werden uns zu Zeichen der Oberflächenform, der Temperatur der betasteten Gegenstände; und während wir nur subjective Empfindung haben, glauben wir das Gegenständliche ausser uns wahrzunehmen, weil uns frühzeitig die Empfindung zum Zeichen, das Zeichen förmlich zum Gegenstand geworden ist. Nur bei Geruch und Geschmack ist der Gang der Entwickelung beim Menschen ein anderer gewesen. Da steht die Empfindung als solche, die spezifische Geschmacks- und Geruchs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfindung immer noch im Vordergrund; für das, was wir durch sie erkennen können, ist sie allerdings auch Zeichen; aber sie ist für unser Bewusstsein noch immer Erkennungszeichen, und das Gegenständliche, was uns durch sie geboten wird, ist nicht so völlig mit dem Zeichen identifiziert oder verschmolzen, wie beim Gesichtssinn z. B. Aber es wäre ganz wohl denkbar, dass etwa beim Hunde in ähnlicher Weise wie bei uns aus optischen Zeichen die Welt unserer Gegenstände erwächst oder aus Lautzeichen die Welt unserer Vorstellungen, dass ebenso beim Hunde die Geruchsempfindungen nur noch als Zeichen existierten, und dass in seinem seelischen Wesen jede bestimmte Geruchsempfindung als Zeichen mit dem verursachenden Gegenstand identifiziert und verschmolzen wäre, und dass so vor der Hundeseele eine Welt von Geruchsobjecten sich aufbaute, entsprechend unserer Welt von Gesichtsobjecten. Das würde auch erklären, dass dieses Tier sichtlich in intelligenter und nach Erkenntnis strebender Weise von seinem Geruchssinn Gebrauch macht, während die Art, wie es den Gegenständen mit dem Blick beizukommen sucht, durchaus nicht diesen intelligenten Eindruck macht. Noch etwas tiefer steht unser Geschmackssinn, der nur in sehr beschränktem Umfang den Zwecken des Erkennens dienstbar gemacht wird, und bei dem, ähnlich wie bei dem Geruchssinn, die Verwendung der einzelnen Empfindung als Zeichens immer nur bewusster Weise erfolgt. Immerhin wären geistige Welten von Vorstellungen denkbar bei lebenden Wesen, die sich auf der Geschmacksempfindung aufbauten, etwa bei manchen Geschöpfen, für die Gegenstand des Erkennens nur wird, was durch die Mundöffnung geht.

Es darf hier vielleicht eine Bemerkung eingeschaltet werden, die seitab vom eigentlichen Ziel dieser Abhandlung liegt. Es ist doch eine eigenartige Sache, dass wir nur aus Zeichen die Welt erkennen. Es ist hiernach wirklich, als ob das geistige Prinzip in uns nichts der Natur ganz Adäquates wäre, wenn es die Natur selbst nur aus Zeichen erschliesst, die auf dem Wege der subjectivsten Empfindung erwachsen. Man könnte hier wirklich an den Schopenhauerschen Willen erinnert werden, der sich das Licht der Erkenntnis aufsteckt und damit etwas der Natur Fremdartiges, Neues in die Welt bringt, dem die unmittelbare Gewissheit der Natur fehlt; das somit erst aus Erkennungszeichen völlig subjectiver Beschaffenheit zu einer Erkenntnis der Natur gelangt. Dieses geistige Prinzip, das aus lauter Zeichen die Natur erst erschliesst, will vor allem zu einem konsequenten Materialismus recht schlecht passen und entsprechend schlecht zu jeder monistischen Auffassung der Welt. Die Homogenität des geistigen Prinzips mit Materie und ihrer Bewegung sollte, wenn überhaupt, eine viel unmittelbarere Wahrnehmung der Welt erwarten lassen, nicht eine solche, die erst auf dem Umweg subjectiver Zeichen zu Merkmalen für die Auffassung und Erkenntnis der Aussenwelt gelangte und sich die Welt erst aus diesen Merkmalen aufbaute. Es scheint in diesem Verhältnis des Geistigen in uns zur Aussenwelt etwas Gegensätzliches zu liegen, das sich kaum als irgendwie nur gradueller Unterschied und somit als Endergebnis einer Entwickelung in einer Linie auffassen lässt. Das Gebiet der Sinnestäuschung — nicht der krankhaften — erklärt sich gleichfalls nur aus dem Wert, den die Empfindung als Zeichen für unser Erkennen hat, wenn wir z. B. eine Fliege am Fenster gelegentlich für einen vorüberfliegenden Vogel halten. Die Empfindung des dunkeln sich bewegenden Flecks wurde auf den in grösserer Ferne vorüberfliegenden Vogel gedeutet statt auf die nähere Fliege. Entsprechend unrichtige Deutungen von Lauten kommen oft genug vor, auf dem Gebiete des blossen Geräusches ebensowohl wie auf dem des articulierten Sprachlautes. Die richtige Deutung scheint hier etwas schwieriger zu sein als beim Gesichtssinn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Zeichen, mit deren Hülfe oder durch die allein unser Erkennen fortschreitet, sind nun vor allem teils solche, die nicht in bewusster Absicht von uns geschaffen wurden, unser Erkennen zu fördern, teils absichtlich gewählte Zeichen. Zu den letzteren gehören selbstverständlich die Laut- und Schriftzeichen, deren die Mathematik, überhaupt die Wissenschaft zu besonderen Zwecken sich bedient. Es sind bei der Mathematik Grössenbegriffe, deren Bezeichnung z. B. durch Buchstaben das mathematische Denken verkürzt und beschleunigt. Das Zahlzeichen und Zahlwort gehört eigentlich schon vollständig in dieses Gebiet der Spezialwissenschaft. Müsste menschliche Rechenkunst auf diese Zeichen verzichten und mit Hülfe der Sprache allein operieren, so wäre die Mathematik so gut wie unmöglich. Die fundamentale Bedeutung des Zeichens als conditio sine qua non leuchtet auf diesem Gebiet besonders ein. Der Mensch hat sich diese Zeichen geschaffen, weil er weiter denken wollte als die Sprache ihm erlaubte. Reine Gedanken ohne das Vehikel oder Organon des Zeichens giebt es aber nicht. So schuf sich hier und schafft sich noch fortwährend das weiter ringende Denken seine Zeichen, wie es sie braucht. Der Wille ist bei allem Denken ein wichtiger Faktor, auf dem Gebiet der Schaffung willkürlicher Zeichen aber besonders leicht erkennbar und nachweisbar.

Etwas anderes ist es mit den Empfindungen selbst, die uns zu Zeichen der Erkenntnis werden. Die Empfindung ist uns gegeben, wir schaffen sie nicht bewusster Weise; ihr Inhalt, ihre Stärke ist objectiv und subjectiv bestimmt. Aber wenn uns die sichtbaren Abtönungen und schroffen Wechsel von Hell und Dunkel uud die wechselnden Farben, die wir empfinden, zu Zeichen werden für die Formen der Körper und die Bilder der Gegenstände, so geht es doch auch hier nicht ganz ohne einen Willensfaktor ab. Das Kind zeigt schon in den ersten Wochen seines Lebens das Streben, durch seine Sinnesempfindungen zu erkennen, was in der Umgebung ist, geschieht, gehört wird. Erst durch diesen wenn auch unbewussten aber unzweifelhaft vorhandenen Willensakt wird die Empfindung zum Zeichen. Ist so auch der Inhalt des Zeichens durchaus vom Willen unabhängig, so wird doch keine Empfindung für unser Erkennen zum Zeichen ohne Mitwirkung des Willens. Es hängt somit das Denken auch in seinen niedrigsten und einfachsten Aeusserungen vom Wollen ab. Je reger dies Wollen sich beim Kinde bethätigt, dies Interesse an der umgebenden Welt, um so rascher wird sich die scheinbar unentwirrbare Farbentafel, die das Neugeborene in sich erlebt, gliedern und sondern in Körperformen, Gegenstände und Bewegung. Unwillkürlich sind diese Zeichen also nur, insofern ihr Inhalt uns gegeben ist, und wir hier kraft unseres Willens nichts hinzu noch davonthun können. Nur die Umwandlung des Empfindungsinhaltes in Erkenntniszeichen ist von einem Faktor des Willens bedingt. Der Begriff eines absolut unwillkürlichen Zeichens scheint überhaupt eine contradictio in adiecto.

Zwischen diesen beiden Extremen der frei gewählten oder geschaffenen Zeichen der Wissenschaft und der inhaltlich völlig gegebenen und bestimmten Empfindungszeichen, die, ursprünglich nur Empfindung, vom strebenden Erkennen erst als Zeichen verwendet werden, ist in mannigfaltiger Abstufung ein verschiedenes Mass der Beteiligung des Willens oder der Freiheit in Verwendung und Gestaltung von Zeichen wohl denkbar und auch vorhanden. Wir erinnern beispielsweise auch hier an die Kunst und die Zeichen, mit denen sie darstellend arbeitet. Es zeigt sich da ein bald mehr bald weniger freies Walten des Willens in der Ausbildung der Zeichensprache des einzelnen Künstlers. So sind die von den Malern z. B. geschaffenen Zeichen, die den beabsichtigten Eindruck hervorrufen sollen, gewiss grossenteils willkürlich. Wem es nicht so scheint, der betrachte die von Schule zu Schule und oft von Künstler zu Künstler wechselnden Manieren in Zeichnung und Farben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebung. Das ganze Gebiet des künstlerischen Stils gehört hierher. Aber doch kann es sich hier nicht um absolute Willkür handeln, nur um freie Wahl innerhalb gewisser Grenzen, die ziemlich weit angenommen werden können, und die bestimmt werden von der Qualität der nachgeahmten Empfindung. Die Wahlfreiheit erstreckt sich also hier nur auf die Mittel der nachahmenden Darstellung des Gegebenen.

Zunächst interessieren uns übrigens in erster Reihe die Lautzeichen der Sprache. Sie stehen offenbar auf einer Stufe mit den mathematischen Zeichen, den der Lautsprache entnommenen a und b und x y z. In beiden Fällen haben wir Lautzeichen für mehr oder weniger abgegrenzte Begriffe. In der Mathematik für bestimmt abgegrenzte, in der Sprache für Begriffe mit fliessenden oder verschwimmenden Grenzen. Dies wäre eine rein formale Bestimmung des Unterschiedes. Wichtiger sind hier vielleicht die Unterschiede im Inhalt der Begriffe, insofern die der mathematischen Zeichen alle nur Grössen und ihre Beziehungen im weitesten Umfang darstellen, die sprachlichen Begriffe dagegen den ganzen Inhalt unserer Wahrnehmung, unseres Denkens und Handelns, Wollens und Fühlens enthalten. Und endlich besteht wohl auch ein Unterschied in der Art der Entstehung der beiden Gattungen von Begriffszeichen. Die Entstehung der einen Gattung ist uns durchaus bekannt, in der Geschichte gegeben. Die Entstehung der Sprachzeichen fällt in vorgeschichtliche Zeiten und mag trotz aller der zahlreichen Versuche die Frage nach dem Ursprung der Sprache zu lösen hier als unbekannt bezeichnet werden. Denn eine Theorie vom Ursprung der Sprache, die mehr wäre als Hypothese, kennen wir trotz L. Noiré nicht. Dasdarf als aber gewiss angenommen werden, dass die Lautzeichen nicht in derselben klarbewussten Absicht nach freier Wahl und Übereinkunft der Beteiligten eingeführt wurden wie die mathematischen Zeichen. Nur so viel steht fest, dass vor dem Ursprung der Sprache die Laute in gewissem Umfang als Material zur Sprache gegeben waren; und ein zweites steht fest, dass auch hier bei den allerersten Lauten, die als Keime der Sprache angesehen werden können, ein Faktor des Willens mitgewirkt hat; in welchem Mass der Bewusstheit, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber Mitteilung wurde erstrebt, und ehe diese erstrebt war, bestand kein Sprachlaut.

Dass bei den Sprachzeichen noch eine weitere Analogie mit den mathematischen sich herausstellt, insofern die Zeichen der Welt des Hörbaren angehören, das Bezeichnete meist der Welt des Sichtbaren, scheint nicht von Wichtigkeit. Immerhin ist das Zusammenwirken zweier und zwar der wichtigsten Sinne zum Resultat der Lautsprache vielleicht nicht ohne Belang. Denn schon zum Zustandekommen der einfachsten Empfindungszeichen wirken die Funktionen mindestens zweier Sinne zusammen. Wir würden durch blosse Gesichtsempfindung nicht zum körperlichen Sehen kommen, wenn nicht unser Tastsinn zu Hülfe käme und uns so das Sehen von Körpern mit Hülfe von optischen Zeichen ermöglichte. Unsere Bewegung von Ort zu Ort, die zur Möglichkeit des gegenständlichen Sehens ja auch mit beiträgt, kann für diesen Zweck selbst als eine blosse Ergänzung der tastenden Erkenntnis der Umgebung und Welt angesehen werden. Vielleicht ist die Unterstützung durch einen zweiten Sinn überhaupt immer nötig, wenn aus der Empfindung Erkenntniszeichen werden soll. Der Zweck unserer Ausführung verbietet uns, bei diesem Gesichtspunkt länger zu verweilen und die Resultate des Zusammenwirkens mehrerer Sinne, sofern diese Resultate nicht blosses Additionsergebnis sind, genauer zu untersuchen.

Nun ist schon bei der Wahrnehmung der umgebenden Welt aus optischen Zeichen charakteristisch, dass sich niemand des Zustandekommens der Gesichtswahrnehmung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus diesen Zeichen bewusst ist. Die Empfindung als solche ist aus dem Bewusstsein geschwunden und mehr noch jede Spur von der psychologischen Thatsache, dass unsere Wahrnehmung der Aussenwelt aus gedeuteten Zeichen zustande kommt. An die Stelle dieser ursprünglichen Elemente aller Wahrnehmung ist das Bild des Gegenstandes getreten, oder genauer der Gegenstand selbst. Wir sehen, soweit es sich um Thatsachen des Bewusstseins handelt, nicht ein Bild des Hauses, des Baumes, des Tieres, wir sehen das Haus, den Baum, das Tier. Auch dies ist mit die Folge unserer Bewegung und der scheinbaren oder wirklichen Bewegung der Gegenstände unserer Wahrnehmung. Das ewig sich ändernde Bild lässt das Bild als solches auch noch aus dem Bewusstsein schwinden und an seine Stelle den Gegenstand als die Ursache des veränderlichen Bildes treten. Die Gegenstände selbst also sind es, die wir ganz unmittelbar zu sehen glauben und wirklich sehen; die Zeichen, die uns dazu geführt haben, sind hier nur noch der wissenschaftlichen Analyse der thatsächlichen psychischen Vorgänge bei der Sinneswahrnehmung durch das Gesicht zugänglich. Es ist bei der Wahrnehmung des Körperlichen auch durch andere Sinne durchaus ebenso. Wir müssen beim Tastsinn uns Mühe geben, die Empfindungsqualität aus unsern Wahrnehmungen mittels des Betastens herauszuschälen. Wir sind auch hier gewohnt, den Gegenstand selbst unmittelbar wahrzunehmen und haben die vermittelnden Stadien längst übersprungen und vergessen. Hier hat die Eigenbewegung unserer tastenden Organe, Finger, Zunge u. s. w. in erster Reihe die Wirkung haben müssen, dass die Oberflächenform des Gegenstandes die Empfindungsqualität als solche und ihren Wert als Zeichen völlig aus dem Bewusstsein schwinden liess.

Wesentlich anders steht die Sache bei den Gehörsempfindungen. Sie beziehen sich nie direkt auf Körper und Gegenstände, sondern immer auf Vorgänge, auf Handlung, auf Bewegung im allgemeinsten Sinne des Wortes. Wenn irgend etwas die Ansicht der altindischen Grammatiker und der modernen Sprachforscher unterstützt, dass nämlich alle Sprache in ihrem Ursprung von Thätigkeitsbegriffen ausgeht, so ist es die Thatsache, dass jeder Gehörseindruck auf Thätigkeit und Bewegung in der organischen oder unorganischen Welt sich bezieht. Die allgemein übliche Einteilung unserer Gehörsempfindungen in Töne und Klänge einerseits und in Geräusche ist auch für unsere Frage nach dem Wert der Gehörsempfindung als eines Zeichens für unser Erkennen von wesentlicher Bedeutung. Jeder Gehörseindruck kann freilich Zeichen für uns werden, auch der musikalisch schönste Ton. Aber dabei sind wir uns des Wertes der Empfindung als Zeichens immer bewusst. Jedoch der musikalische Ton ist uns meist Selbstzweck, dient nicht in erster Reihe unserer Erkenntnis der Welt, sondern erfreut uns, ist ein Genuss für sich selbst. Dagegen alles, was man Geräusch nennen kann, ist uns vor allem Zeichen für thatsächliche Vorgänge in unserer näheren und ferneren Umgebung. Vom Rollen oder Knattern des Donners an bis zum leisen Spiel des Windes in den Blättern, vom Klappern der Mühle bis zum Ticken der Taschenuhr, vom Brüllen des Löwen bis zum Zirpen der Grille ist uns jedes Geräusch Zeichen für einen Vorgang, den wir dabei mehr oder weniger flüchtig und unklar uns vorstellen, wenn auch vielleicht nur in der Vorstellung der sprachlicheu Bezeichnung des Vorgangs oder seiner Ursache. So ist jedes Geräusch für uns schon eine Art von Sprache, nur dass in der Regel die Absicht der Mitteilung dabei fehlt; aber es ist ein Lautzeichen, das für uns mit der Vorstellung eines bestimmten Vorganges sich verbindet. Kein Wunder, wenn diese Lautzeichensprache der Natur einen Herder auf den Gedanken brachte, die Lautzeichensprache *κατ' ἐξοχήν*, nämlich die menschliche Sprache sei nur der vieltönigen Natur abgelauscht. Jedenfalls war die Natur für den Menschen Lehrmeisterin zur Sprache, als er zu dem, was sie ihm ungesucht bot, nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch die Absicht der Mitteilung, den Willen der Zeichengebung hinzuzugeben brauchte, um den Anfang der Lautsprache zu haben.

Doch unterscheidet sich der akustische Eindruck von dem optischen immer dadurch, dass die Empfindung des Gehörs selbst für unser Bewusstsein mehr im Vordergrund bleibt, und dass wir uns des Charakters der Empfindung als eines Zeichens zur Erkenntnis eines Vorgangs immer bewusst bleiben. Es liegt immer eine Art von Schliessen vor, wenn es sich auch unbewusst und blitzartig vollzieht, wenn wir beim Hören des Gebells an den Hund denken, oder wenn ein leises Rauschen etwa in der Nacht uns belehrt, dass es zu regnen beginnt. Bei Geräuschen sind wir weniger geneigt, die Empfindung als solche zur Wirkung kommen zu lassen, wir denken sofort an die Provenienz, an die Bedeutung, die die Empfindung als Zeichen für uns hat. Aber die akustischen Empfindungen existieren für uns nur in der Zeit, sie sind flüchtig und ewig wechselnd, sie beharren nicht, wie die Gegenstände, die unsere Gesichtseindrücke erzeugen, sie werden deshalb auch in uns nicht in der Art vergegenständlicht, wie die optischen Empfindungen. Es tritt im Bewusstsein nicht der Gegenstand selbst an die Stelle des Zeichens, nicht die Handlung oder Bewegung an die Stelle des Geräuschs. Nur weil das Farbenspiel, das uns den Fluss markiert, oder das Farbenbild, das uns den Baum bedeutet, an derselben Stelle immer und immer wieder erzeugt wird, und weil das Bewusstsein vom Gegenstand dadurch erwächst, und dieser Gegenstand immer in gleicher oder ähnlicher Weise beharrt, und zwar räumlich im Nebeneinander beharrt, vertritt allmählich in unserm Bewusstsein der Gegenstand die Empfindungszeichen. Diese beharrende Gegenständlichkeit fehlt den Ursachen unserer Gehörsempfindungen, und darum bleibt die Empfindung selbst für unser Bewusstsein mehr im Vordergrund als beim Gesichtssinn, und zwar entweder als reine Empfindung oder als Empfindungszeichen.

Gewiss hat auch die Farbe ihre ästhetische Seite. Einfache grelle Farben sind an sich das Entzücken des Wilden, neue Nuancen das Entzücken der Modedame, und ein Makart berauscht sich förmlich am Anblick von Farbenmischungen und -effecten, die ihm geglückt sind. Vielleicht ist der Eindruck, den ein einfach schöner Ton auf unser Lustgefühl macht, nicht tiefer als der einer schönen Farbe, vielleicht bei manchen weniger tief. Aber er verfliesst in der Zeit, er ist Bewegung, er ist der Nuancierung in der Zeit fähig und hat somit die Kraft, unser Empfinden wechselnd zu beeinflussen, den Eindruck abnehmen zu lassen und zu steigern, er kann unser Gefühl meistern und beherrschen, er kann mit einem Wort in unser Gefühlsleben Handlung bringen. Handlung, Bewegung, Thätigkeit ist dem Menschen überhaupt interessanter als starre Unveränderlichkeit eines Gegenstandes. Nur wo sie Vorgänge sahen und Leben, haben die Griechen die Natur unter dem Gesichtspunkte des Göttlichen aufgefasst. Und das Bild der Bewegung mit ihren Eigenschaften des Schnellen und Langsamen, des Starken und Schwachen, Energischen und Leidenden, Freudigen und Ernsten oder Traurigen ist der Ton mit seiner fast unendlichen Modulationsfähigkeit nach Klangfarbe, Höhe und Tiefe, Stärkegraden und rhythmischem Fluss. Das Nacheinander ist hier für die Wirkung die Hauptsache. Die Fabeleien der Griechen inbezug auf die Wirkung der Künste beschränken sich daher bei Malerei und Skulptur immer nur auf den hohen Grad der Ähnlichkeit mit dem Leben, den der Künstler erreichte, bei Gesang und Saitenspiel auf die absolute Macht der Tonwelt über das menschliche und tierische Gemüt. Und Orpheus wird doch einen musikalischen Standpunkt bezeichnen, wo wenig mehr als der einfache Ton in seinem stufenmässigen, dynamischen und rhythmischen Wechsel die Mittel des musikalischen Ausdrucks darstellte.

Wenn wir uns selbst vorstellen könnten, dass auch rein ästhetisch wirkende Farbeneffecte in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeitlicher Abfolge mit rhythmischer, dynamischer und spezifisch farblicher Abwechslung uns geboten würden, was in Form kunstvollen Feuerwerks wohl möglich wäre, so wäre die Wirkung auf uns doch eine nur einseitige. Es wäre ein vielleicht wechselreiches, bald stärkeres, bald weniger starkes Lustgefühl. Die ganze innere Welt möglicher Stimmungen in uns wird nur durch die Tonwelt, den Rhythmus des Tons, seinen Wechsel in Stärke und Schwäche und durch den Tonfall und Tonklang, die Tonfarbe, in Bewegung gesetzt. Das Wohlgefallen am schönen Klang an sich besteht selbständig daneben. Wir freuen uns am sonoren Ruf des Kuckucks und sind dabei meist nicht einmal in der Lage, uns den Sänger selbst vorstellen zu können. Hier erfreut der blosse Klang, der Tonfall und der denkbar einfachste Rhythmus. Eine Stimmung spezifischer Art scheint uns darin nicht zu liegen. Anders ist es, wenn wir nach Einbruch der Nacht den eintönig klagenden Ruf des Schwarzspechts hören, dessen Klangfarbe und gleichmässiger Rhythmus auf einem und demselben Ton etwas Melancholisches, Klagendes für uns hat. Nachtigall und Lerche in ihrem Gegensatz zu einander für unsere Stimmung seien nur genannt. Ob die Stimmung z. B. der Nachtigall die gleiche ist, die ihr Schlag in uns erzeugt, ist mindestens zweifelhaft. Dass auch Geräusche unsere Stimmung bedeutend beeinflussen können, lehren die Dichter, denen z. B. das Murmeln der Quelle kein blosses Geräusch, auch kein blosses Zeichen für die spezifische Bewegung des Wassers ist; deren Stimmung mächtig erregt wird durch die ganze Fülle von Geräuschen, die die elementaren Vorgänge in Wasser und Luft im Gefolge haben.

Aber wenn schon blosse Geräusche, in der anorganischen Welt erzeugt, unsere Stimmung vielseitig und mächtig bewegen, wenn der blosse Ausdruck des Lustgefühls der Vögel zur Parungszeit die verschiedenartigsten Gefühle in uns wach zu rufen vermag, wie viel mehr ist dies bei den Tönen der Fall, in denen die höheren Tiere und die Menschen selbst ihr Leid und ihre Freuden laut werden lassen! Hier ist uns fast jede Nuance des Tons unmittelbar verständlich, und die Empfindung, die laut geworden ist, erzeugt sich unmittelbar als sympathetisches Gefühl beim Hörer. Um so verständlicher werden uns diese Laute, je näher das Tier dem Menschen und je näher der Mensch uns selbst steht. Die ästhetische Schönheit des Tones an sich kann hier die Wirkung auf unsere Mitempfindung nur steigern, kann aber auch für sich noch empfunden werden neben dem spezifischen Lust- oder Unlustgefühl sympathetischer Art, das durch den Charakter des Tons als Ausdrucks eines Gefühles in uns erzeugt wird. Es sind diese Laute alle neben ihrer durch den blossen Ton erfreuenden Eigenschaft ursprünglich nur Zeichen für uns, die uns die Vorgänge im Empfindungsleben des Nebenmenschen oder Tieres erkennen lassen; und manche Zeichen der Art werden wir gewiss falsch deuten bei Säugetieren und Vögeln. Aber das Bewusstsein des Zeichens als solchen verschwindet bald, und so wie wir bei Gesichtseindrücken Gegenstände unmittelbar zu sehen glauben, so glauben wir bei Tönen unmittelbar die Gefühlsbewegung des Nebenmenschen zu hören.

Noch haben wir von der Sprache kein Wort gesagt, und doch schon eine ganze Reihe der stärksten und verschiedenartigsten Einwirkungen des Lautes auf unser Empfindungsleben konstatieren können und ein entsprechend grosses Gebiet kennen gelernt, wo der Laut uns als Zeichen für die Wahrnehmung von Vorgängen in der Umgebung diente. Die Reihe bestand einmal in Geräuschen ohne wesentliche ästhetische Eigenschaften, die aber als Zeichen Wert für uns haben; dann in Geräuschen, die Wohlgefallen erzeugen, wo dann das Wohlgefallen in der Mehrzahl der Fälle uns wichtiger ist als der Wert des Zeichens, der mit dabei ist; dann in Geräuschen, die unser Stimmungsleben stark beeinflussen, vielleicht ursprünglich auf anthropomorphischem Weg, wenn der Donner von Zeus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder Donar ausgeht, das Heulen des Sturmes nur mit dem wilden Jäger u. dgl. gedacht wird, wo aber der Gemütseindruck den Wert des Geräusches als Zeichens weit überwiegt; ferner Töne der belebten Natur, die erfreuen und zugleich das Gemüt in bestimmter Weise bewegen, obwohl sie der Ausdruck einer vielleicht ganz anders gearteten Stimmung sind; und endlich Töne, die der Ausdruck einer Stimmung sind und sympathetisch die gleiche Stimmung unmittelbar erregen, nachdem sie ursprünglich nur als Zeichen verstanden werden konnten. Alle bezogen sich auf Vorgänge, alle waren die akustischen Bilder von Thätigkeiten, Bewegungen, Handlung; ein Teil das akustische Bild, um nicht zu sagen der akustische Reflex von Handlung oder Vorgang im menschlichen Gemüt, Bilder der Gefühlsbewegung.

Alle die Laute, von denen hier die Rede war, erfolgen ohne bewusste Absicht. Der Zweck der Mitteilung ist ausgeschlossen auch bei den zuletzt erwähnten menschlichen Lauten, die Ausfluss einer bestimmten Gemütsbewegung waren. Aber diese letzteren Laute nähern sich der Sprache, insofern sie Kunde geben von inneren Zuständen und Vorgängen in der menschlichen Seele, nur dass noch die Absicht der Mitteilung fehlt. Die Wirkung ist da. Und nun kommt zu allen diesen akustischen Empfindungen und Zeichen noch die Sprache. Sie entbehrt nichts von den akustischen Einwirkungen auf unser empfindendes und geistiges Wesen, die bisher aufgezählt sind. Sie schliesst auch bereits alle Arten der äusseren Reize in sich, die bisher besprochen sind. Sie nimmt die Welt der Geräusche in sich auf durch die artikulierenden Consonanten. Dies fühlt unbewusst jeder Mensch, bewusster der Dichter, der in seinen Lautmalereien, wenn es sich um onomatopoetische Schilderung von Naturvorgängen handelt, am nachdrücklichsten mit Consonanten wirkt (*τριχθά τε καὶ τετραχθὰ διέσχισεν ἷς ἀνέμοιο* u. a.). Sie bietet die wechselnde Welt der Klänge und Töne mit allen ihren Mitteln der Einwirkung auf unsere rein ästhetische Empfindung, sie kann ästhetische Lust- und Unlustgefühle erzeugen in unendlicher Abstufung; und sie bietet alle Wechsel der Tonfarbe, der Tonhöhe und des Rhythmus, um dadurch unbewusst oder bewusst unsere Gefühlswelt anzuregen in allen Möglichkeiten dunklerer Stimmungen und bewusster Gefühle. Die Tonfarbe und Tonhöhe wechselt beim naiven und gemütvollen, von keiner Convenienz eingeschnürten Menschen, also bei Kindern, natürlichen Frauen — meist weniger bei wissenschaftlich arbeitenden Männern von nüchterner Logik — in der mannigfaltigsten Weise. Wer sein Ohr darauf richtet, wird eine ganze musikalische Welt auf diesem Gebiet der Sprache entdecken, freilich vielleicht am wenigsten bei Lehrern, weil hier Beruf und Drang nach Ausbildung der logischen Denkfähigkeit die Gemütsimpulse und -accente vielfach auf die engeren Gebiete der Ärgerlichkeit, Gereiztheit, der Entrüstung und des Zorns beschränkt, während die reiche Skala menschlich schönerer Gemütseigenschaften und -regungen, deren der einzelne Lehrer wohl fähig ist, dem Schüler oft unbekannt bleibt. Und ganz ohne Rhythmus kann man nicht sprechen, und je erregter der Untergrund unseres Gefühlslebens ist, dem unsere Worte entströmen, um so bezeichnender wird auch der Rhythmus, in dem wir uns aussprechen, und es verbindet sich dann das kräftiger hervorgekehrte und charakteristisch betonte Element des Geräusches in den Consonanten mit der Schönheit und der Klangfarbe der Vokale, dem Tonfall und pathetischen Accent und dem daraus sich ergebenden packenden Rhythmus zu einer Gesamtwirkung — ehe man noch den Sinn der Rede begriffen hat —, die alle Seiten der vieltönigen Natur in einer einzigen Folge von Sprachlauten zusammenfasst.

Und doch ist dies immer noch nicht die Hauptsache. Die Worte sind ja Zeichen, wie uns Aristoteles belehrt, und wie es die ganze gelehrte Welt Jahrtausende nachgesagt hat und immer noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

theoretisch und praktisch nachsagt. Denn wo man auch der Erkenntnis sich verschlossen hat, dass man mit dem „Zeichen“ in mehrfacher Hinsicht irregeleitet ist, lässt man doch die ganze Praxis auf dieser aristotelischen Grundlage beruhen. Aber lassen wir die unzulängliche Definition bestehen und die Worte als Zeichen gelten, so sind sie doch nicht Zeichen für die Dinge, sondern Zeichen für unsere Vorstellung von den Dingen, ihren Beziehungen und Bewegungen, und für unsere Begriffe. Sie sind also keine primären Zeichen, sondern secundäre, abgeleitete, auf einer späteren Stufe vorgängiger geistiger Entwickelung erst mögliche. Die Vorstellungen selbst, die wir bezeichnen, sind primären Zeichen zu verdanken, und nun erst kommt das Wort als Zeichen für diese Vorstellungen; und was noch erstaunlicher ist, es sind Zeichen des Gehörs, die aber im wesentlichen nur Vorstellungen des Gesichtssinnes bezeichnen. Wenigstens ist dies um so mehr so, je mehr wir uns dem Ursprung der Sprache nähern, je weniger noch die Welt des Abstrakten betreten ist. Unter allen Umständen aber sind diese secundären Wortzeichen akustische Mittel der Erkenntnis und der Mitteilung, für die das Gebiet ganz irrelevant ist, aus dem die Vorstellungen, die sie bezeichnen, genommen sind. Die optischen Zeichen führten zur Erkenntnis von Gegenständen, sie waren räumlicher Art und lehrten uns das Räumliche erkennen, die akustischen Zeichen waren zeitlicher Art und lehrten uns das Zeitliche kennen, die Wortzeichen sind akustischer Art und lehren uns die ganze Welt des Denkbaren kennen, bezeichnen das Räumliche und Zeitliche, das Sichtbare und Hörbare, überhaupt die Vorstellungen aller Sinne, und neben dem Sinnlichen auch noch das Übersinnliche. Sie bezeichnen dies alles und lehren es uns somit kennen nach der uralten Bedeutung des Wortes Namen, ὄνομα, nomen, das nicht „Mittel der Bezeichnung“ sondern „Mittel der Erkenntnis“ bedeutete, weil der Sprachschöpfer wohl einsah, dass man nicht den Gegenstand mit dem Namen bezeichnete, sondern nur das, was man an ihm erkannte, wofür man ihn erkannte, und dass das Wort, der Namen, nur das am Gegenstand Erkannte enthielt, aussagte, mitteilte, somit Erkenntnismittel (gnomen) war.

Aber merkwürdigerweise spricht alle Welt von dem, was die Worte „bezeichnen“, sieht es als selbstverständlich an, dass die Worte etwas bezeichnen oder Zeichen für etwas sind, und doch sind sich bis jetzt noch nicht allzuviele darüber vollkommen klar, was die Worte bezeichnen, dass sie nämlich nur unsere Vorstellungen und Begriffe von den Dingen und ihren Beziehungen bezeichnen, indess man insgemein ohne weiteres Nachdenken annimmt, die Worte bezeichneten Dinge. Hier steckt wohl der ganze Grundirrtum in der Auffassung vom Wesen der Sprache. Weil unsere Vorstellungen geistige Bilder der Dinge sind, aus Zeichen erwachsen, und nun selber als geistige Bilder gewissermassen Zeichen für die Dinge, und weil wir die Vorstellungen und Begriffe mit den Wortzeichen ausdrücken, so halten wir, ohne uns des wichtigen Zwischengliedes bewusst zu werden, die Worte für Zeichen der Dinge, die Sprachen für Systeme von Zeichen für die Welt und alles, was in ihr für uns vorgeht, nicht aber für Systeme von Zeichen für das subjective Gegenbild der Welt und ihrer Vorgänge in uns.

Hier ist wieder ein Punkt, der uns darauf hinweist, dass die Sprache ursprünglich von Thätigkeitsbegriffen ausging. Eine selbständige Welt von Vorstellungen und Begriffen wird niemand geneigt sein, als vor aller Sprache existierend anzunehmen. Diese Welt entwickelt sich erst in Verbindung mit dem Wort. Der Ausgangspunkt aller Sprachschöpfung wird nun wohl auf einem Gebiet gesucht werden müssen, wo Ding und Vorstellung davon für unser Bewusstsein identisch sind. Diese Identität hat statt bei unsern Thätigkeiten. Was ich thue, das ist mir das unmittelbar Gewisse und Bekannte. Kein Ding in der Welt und keinen Vorgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kenne ich nach Verlauf, Motiv, Zweck, nach seinem ganzen Wesen so genau als die eigene Thätigkeit. Dieselbe Thätigkeit des Nebenmenschen war hier nach Erscheinung und Wesen mit der meinigen identisch. Hatte der Sprachschöpfer seine spezifische Thätigkeit mit einem Laut bezeichnet, so war sie überhaupt bezeichnet. Der Ausgangspunkt für die Bezeichnung war hier nicht eine vorhergeschaffene Verallgemeinerung, wobei man die hohe Weisheit des Sprachschöpfers bewundern müsste, dass er nicht das individuelle Ding bezeichnet hat, sondern sein Allgemeines, den Begriff davon; war aber auch nicht der einzelne Gegenstand, wo dann die Frage schwer zu lösen wäre, wie die Sprache von der Bezeichnung des Individuums zur Bezeichnung des Genus weitergeschritten wäre, sondern es war eine Thätigkeit, die für das Bewusstsein des Sprachschöpfers die gleiche war bei ihm und andern. Die individuelle Thätigkeit des Flechtens, Grabens, Schälens war mit der Vorstellung davon identisch und so war auf diesem Gebiete und wohl nur auf diesem die Einheit des Individuellen und Generellen gegeben, die Sache selbst untrennbar mit der Vorstellung davon. Von hier aus war der Weg gebahnt zu jener scheinbaren und fast unbegreiflichen Weisheit der Sprachschöpfer, dass sie sich gewöhnten die Vorstellungen von den Dingen zu bezeichnen und zwar die generellen.

II. Denken ohne Sprache.

Bevor wir näher eingehen auf den Wert des Zeichens im Wort für unser Denken und auf das genauere Verhältnis des Lautzeichens zu Vorstellung und Begriff, wollen wir die Frage zu lösen versuchen, wie weit wir mit unserm Denken ohne Zuhülfenahme der Sprache gelangen können. Wir werden uns dabei darauf beschränken müssen zu untersuchen, wie weit der heutige Kulturmensch, der ja, in vieltausendjährigem Besitz der Sprache, wohl auch in seinem Denken ausserhalb der Sprache dem ewig sprachlosen Tier gegenüber gefördert sein mag, mit seinem Denken ohne Worte kommen kann. Wie weit er vor dem Ursprung der Sprache mit seiner Denkthätigkeit reichte, bis zu welchem Umfang, welchem Grade der Leichtigkeit und Klarheit sein Denken ging, wird sich mit Sicherheit nicht feststellen lassen. Denn das Denken des Tieres kennen wir zu wenig, und beim Menschen ist der Weg des Rückschlusses bis in den vorsprachlichen Zustand hinein zu weit, um sichere Ergebnisse hoffen zu lassen.

Bildhauer und Maler denken in Formen und Farben, Musiker in Tönen, Mathematiker in räumlichen Gebilden der mannigfaltigsten Art, ohne mehr das Wort dazu zu Hülfe zu nehmen. Wir sagen „mehr". Denn wären bei Malern, Bildhauern und ebenso bei Mathematikern die Formen und Farben und räumlichen Gebilde für ihr Vorstellen und scheinbar sprachloses Denken in diesen Vorstellungen nicht längst durch sprachliche Fixierung gleichsam erst geschaffen, wären sie nicht erst durch das Wort ausgesondert aus der bunten Tafel des wechselnden Weltbildes, so könnten jene in diesen Formen eben nicht denken. Die Linien, Ebenen, Curven und körperlichen Gebilde, in denen wir denken können, können wir so wie es geschieht nur vorstellen und beliebig combinieren, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, weil sie durch Wort und Sprache erst bestimmt, definiert sind und so eine feste Gestalt auch für unsere Phantasie gewonnen haben, die jetzt sprachlos mit ihnen operiert. Ebenso könnten die Künstler des Räumlichen ihre sprachlose Phantasie auf ihren Gebieten nicht walten lassen in dem Umfang der Klarheit und Bestimmtheit in allen Einzelheiten, wie sie es thun, wenn die Welt des Begrifflichen, d. h. Sprachlichen, allen den Teilen und Elementen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf